

Ein Besuch bei Dr. A. Schweitzer in Günsbach

Autor(en): **Walther, Daniel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 23

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Seht doch, seht doch — das ist es! Es ist's ganz dasselbe!“ rief Herr Werner nun im Eifer laut.

Da lachte Frau Verena hell heraus: „O unser Marieli, die Aelteste!“ Und zum Fenster gewandt rief sie: „So komm' nur herein, Marieli!“

Lächelnd und grüßend kam die Tochter herein, und es stellte sich bald heraus, daß sie am Vormittag eine Tante besucht hatte, die im Parterre jenes Hauses wohnte, an dem Herr Werner so nah vorübergegangen war und aus dessen Fenster das Mädchen herausgeschaut hatte.

„Siehst du“, bemerkte Freund Franz lustig, „nun hat die persönliche Bekanntschaft auch nicht lange auf sich warten lassen!“

Etwas später erschienen auch die andern Kinder, die jüngern Geschwister der voll erblühten ältesten Tochter. Dann folgte ein fröhlicher Nachmittag mit einem Ausflug auf eine prächtige Anhöhe, und es schien, daß sich Herr Werner und das Marieli immer viel zu erzählen hatten. Und auf ein einziges freundliches Wort des Freundes hin blieb er auch noch am Pfingstmontag in Blumikon, um erst mit dem letzten Zuge zu verreisen. Und als beim Abschied auf dem Bahnhofe die Hände der beiden viel länger ineinanderruhten, als zu einem alltäglichen Abschiede nötig gewesen wäre, da wußte Herr Werner, daß der „Fingerzeig des Pfingstgeistes“, von dem der Freund geschrieben hatte, auch ihn nun an das richtige Glücksziel führen würde.

Pfingsten.

Von Max Wundtke.

O schöne Welt im Pfingsttagszauberglanz,
In Sonnenschein und Duft- und Blütenkranz,
Dich schmückte Gott in Ueberseligkeit!
Gleichwie er ausgoß einst vor langer Zeit
Den heil'gen Geist, der alle Welt verklärt
Und sie der Liebe sich zu beugen lehrt,
So fiel ein Abglanz auch von diesem Strahl
Als Pfingsttagsweihe über Berg und Tal.

Und doch liegt heut das Dunkel dieser Zeit
Wie Winternacht auf uns; und tief verschneit
Harrt noch der Menschheit hehrste Gotteskraft
Auf die Erlösung aus der starren Haft,
In die sie Wahn und Schucht lang' geschlagen.
An selbstgeschaff'nen Lasten seufzend tragen
Wir alle noch; des Himmelslichtes Fülle
Durchdrang noch nicht die starre Eiseshülle,
Die uns ertötend trennt vom Völkerlenz.

Irrende Menschheit! Hör' mich an! Befräng'
Auch du dein Haupt mit Frühlingsblüten bald!
Laß Pfingsten sein bei dir! Wie dort im Wald
Entsteig' nun auch aus deiner Brust der Strom
Der Liederreigen auf zum Himmelsdom.
Erfülle auch, wie einst der Jünger Schar,
Die arme Welt, die echter Lieb' so bar!
So wie die Flur die Pfingsttagssonne schmückt,
Sei auch die Menschheit endlich lenzbeglückt!
Einst bricht die Sonne wohl aus Nebelschleiern ...
Einst wird die Welt ihr Völkerpfingsten feiern.

Ein Besuch bei Dr. A. Schweitzer in Günsbach.

An einem hellen Sommertage fuhr ich von Colmar durch das Müntertal. Friedlich lagen die Giebelhäuser im Grün der saftigen Matten. In der Kleinbahn saßen einige

Elässer; ihre Blicke streiften ab und zu die sanften Hügel der Vogesen. Lerchen sangen über den schimmernden, sonndurchfluteten Buchen. Kaum würde man glauben, daß vor weniger als 20 Jahren das Tal vom Krieg zerstört und die Dörfer niedergebrannt waren, daß Verzweiflung, Elend und Tod in den stillen Gauen gewütet hatten. Man braucht aber bloß hinaufzuschauen. Oben, in den blumenreichen Walddichtungen, wo das Vieh weidet, liegt ein Friedhof, Hunderte von Holzkreuzen stehen in Reih und Glied wie eine Armee. Dem Hügel entlang zieht ein Schützengraben; von Stacheldraht behangene Pfähle ragen empor. Neben dem anmutigen Gesicht der Natur scheint das von Haß und Fehde triefende Antlitz des Krieges aufzutauhen und mahnt an kaum vernarbte Greuel, an Wirklichkeiten, die scheinbar nicht aus der Welt geschafft werden können.

Gemütlich pustet die Bahn dem Bächlein entlang. In Günsbach, eine Station vor Münster, bin ich der einzige Passagier, der aussteigt. Ich muß noch einige hundert Meter gehen, bis ich ins Dorf Günsbach mit den belaubten Rebstöcken, der sauberen Kirche und den steilen kleinen Wegen gelange. In einer heimeligen Herberge steige ich ab. In der Stube sitzen einige Bauern und Handwerker und politisieren angeregt über einen, wie es scheint, hartnäckig umstrittenen Punkt. Ab und zu fliegt mir ein deutscher oder französischer Brocken der Unterhaltung zu, obgleich es mir nicht darum zu tun ist, das Thema ihrer Diskussion zu erfahren.

Neben der mairie (dem Amtshaus), ungefähr mitten im Dorf, steht der garde-champêtre, der Flurschütz. Seinen offiziellen Stand erkennt man sofort an der selbstbewußten Haltung, dem Stod und dem unvermeidlichen képi, das ganz schief auf dem Kopfe sitzt.

„Wollen Sie mir, bitte, sagen wo das Haus von Herrn Dr. Schweitzer ist?“

Statt einer Antwort schaut er mich an von oben bis unten. Mißtrauisch fragt er dann, als ich die Frage wiederhole:

„Ja, wollen Sie denn zu ihm? So, zum Dr. Schweitzer wollen Sie? Wissen Sie denn eigentlich, ob er da ist?“

Da ich aber einem Verhör, das ziemlich eingehend zu werden scheint, entgehen möchte, mache ich Miene weiterzugehen; er fügte dann langsam bei:

„Sie haben aber Chance! Er ist grad à la maison; vor einigen Tagen ist er heimgekommen. Sehen Sie das rote Dach, von sellem Hüß, là-bas? Grad dert wohnt er.“ Mit dem verwitterten Stod weist er auf ein neues Dach, das aus den Baumkronen ragt.

Es ist nicht weit; ich hatte mich bereits telephonisch angemeldet und klopfte an. Frau E. Martin, die ergebene Mitarbeiterin für Dr. Schweitzers Sache in Europa, empfängt mich. Wir steigen in ein einfaches Arbeitszimmer hinauf (welcher Raum in seinem Haus ist nicht der Arbeit gewidmet?).

„Herr Schweitzer arbeitet gegenwärtig an seiner Philosophie; er ist arg beschäftigt, will aber doch sehen, ob er Sie empfangen kann.“

Wir begeben uns in ein kleines Zimmer mit kahlen weißen Wänden. Am Tisch sitzt der berühmte Urwaldarzt in Hemdärmeln. Vor ihm liegt ein mit feiner, energischer Schrift halb bedecktes Blatt. Geöffnete Bücher und ein müder Zug im Gesicht deuten von anstrengender, geistiger Arbeit. Wir sind allein. Fast belustigt erkundigt er sich:

„Was wünschen Sie eigentlich bei mir?“

Die Frage war ein wenig unerwartet. Ich berichte ihm von dem unvergeßlichen Eindruck, den seine Schriften auf mich gemacht hätten, besonders seine Jugenderzählungen, in denen er in gedrungener Form wertvolle Ratschläge und köstliche Erfahrungen fund gibt; ich erwähne auch einige Fragen, die seine philosophischen Werke aufgeworfen hätten. Das seltsame Gesicht, so marant und ferngefund wie das



Blick von der Anhöhe auf Günsbach und das Goms.

▲ Dr. Schweitzers Haus.

eines intelligenten Landwirtes mit dem störrischen Haar, den schallhaften Augen und den lustigen Grübchen neben dem großen Nieslsche Schnurrbart ist das Gesicht eines Denkers und Menschenkenners. Eine ungewöhnliche Kraft strömt aus der ganzen Persönlichkeit.

Nachdem er mir von seinen Werken und Jugenderlebnissen erzählt hatte, sagte er: „Ich arbeite an einem Werk über die Weltanschauung der indischen Denker. Die Arbeit ist fast vollendet. In einigen Sätzen muß ich versuchen, das wiederzugeben, was mich seit Jahren beschäftigt. Stellen Sie sich vor, daß wir ungeahnte Zeugen eines der merkwürdigsten Ereignisse der denkenden Welt sind. Seit einigen Jahrhunderten ist das indische Denken am Schwinden ...“

Dr. Schweitzer hat die Augen geschlossen, wie es Menschen tun, wenn sie ihr Inneres befragen und ergründen wollen. So viele Menschen sehen nie etwas. Sie durchreisen Weltteile, leben in Metropolen, weilen in herrlichen Gebirgsgegenden, begegnen Hunderten von Menschen und haben doch nichts gesehen. Sie haben die Bracht eines Sonnenunterganges nicht bemerkt, auch nicht das Elend, die Freude, den Hader und die Solidarität unter den Menschen. Es läßt sie unberührt. Dagegen reagiert Dr. Schweitzer. Er will jung bleiben, frisch und sich kindlich freuen können in Gemüt und Herz. Er will nicht ein „reifer“ Mann sein. Er weiß auch, daß die größten Entdeckungen gemacht werden, wenn man die Augen schließt und im Innern ungeahnte Gebiete findet.

Und er erzählt weiter von der heutigen Menschheit: „Es muß die Zeit kommen, wo die Menschen wieder zurückkehren zur Einfachheit, wo sie wieder schlicht werden. Sie müssen wieder zu sich kommen, denken lernen und die Kraft in der Stille suchen.“ In seinem Buch, „Aus meinem Leben und Denken“, hat Dr. Schweitzer denselben Gedanken ausgedrückt: „Das Christentum bedarf des Denkens, um zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen. Jahrhunderte lang hatte es das Gebot der Liebe und der Barmherzigkeit als überlieferte Wahrheit in sich getragen, ohne sich auf Grund desselben gegen die Sklaverei, die Hexenverbrennung, die Folter und so viele andere antike und mittelalterliche Unmenschlichkeiten aufzulehnen. Erst als es den Einfluß des Denkens des Aufklärungszeitalters erfuhr, kam es dazu, den Kampf um die Menschlichkeit zu unternehmen.“ Dr. Schweitzer sagte noch: „So kann es nicht weiter gehen. In dieser intellektuellen und ethischen Atmosphäre des Hochmutes verkommt die Seele, es erkrankt das Herz ...“

„Wie geschieht denn eine solche Umwandlung? Durch eine Umwälzung oder gar durch eine Revolution?“

„Sprechen Sie das Wort Revolution nur nicht vor

mir aus!“ Er hat die Augen wieder geöffnet. „Das Weh und Leid, das von jeder Art von Revolution kommt, ist unermesslich. Alle gewalttätigen Methoden sind verwerflich; sie appellieren an niedere Instinkte; Revolutionen tragen den Keim der Vernichtung in sich. Auch die französische Revolution war die befreiende Bewegung nicht, die man ihr zuschreibt; sie hat dem feimenden Menschtum des 18. Jahrhunderts ein jähes Ende bereitet.“

Gerne möchte ich noch mehr wissen über Dr. Schweitzers Anschauungen. Plötzlich steht er aber auf und ladet mich zum Abendbrot ein. In allem ist Dr. Schweitzer einfach; Schlichtheit ist ihm ein Bedürfnis. Vor dem Mahl spricht er ein kurzes Gebet. Um alles kümmert er sich, den unscheinbarsten Details nimmt er sich an, stellt sehr präzise Fragen an die Tischgenossen. Er redet dann von zeitgenössischen Bachinterpreten, gibt uns seinen Standpunkt über die Frage der französischen Reformation ... Auf einmal faltet sich

drohend die Stirne; es ist wohl eine philosophische Frage in die Quere gekommen. Nach Tisch wird von Lambarene erzählt; es werden Bilder gezeigt von der unvergleichlichen allbekannten Tätigkeit im Urwald.

„Haben Sie auch ein Radio in Lambarene?“

„Nein, ich bin der Ansicht, daß es am Besten ist, wenn sich meine Ärzte am Tage mit ihrer Arbeit befassen und ausruhen des Nachts. In der freien Zeit sehe ich es gerne, wenn sie sich mit fachmännischen, medizinischen Schriften auf dem Laufenden halten. Auch die Jagd ist untersagt. Während ich einem Wild nachjagen würde, könnte einer der kranken Eingeborenen sterben ...“

Am nächsten Tage finde ich Dr. Schweitzer an der Orgel der Kirche in Günsbach. In Hemdärmeln übt er; eine Fuge von Bach, natürlich. Er bereitet sich auf ein Orgelkonzert in Straßburg vor. Dr. Schweitzer fordert mich auf mit einer Geste, die nicht zu mißverstehen ist, neben ihn zu sitzen. Mit welcher Andacht, jugendlicher Hingabe, mit welcher loyaler Aufrichtigkeit huldigt er Bachs Gedankenwelt. Mit Bach ist Schweitzer in Gesellschaft seines teuersten Freundes; und wie kennt er ihn! Obschon er ein feinsinniger, zartfühlender Künstler ist, spielt Schweitzer doch als ein Denker. Und wie die gewaltigen Melodien so herrlich und beruhigend durch die leere Kirche rauschen, denke ich unwillkürlich an die hehre Sendung Schweitzers in Lambarene. Welche Harmonie zwischen dem tatkräftigen, lebensfrohen Walten des seltsamen Menschen und der kindlich reinen, wirklich frommen und so machtvollen Polypophonie Bachs. Der Trost und der Mut, die Ruhe und der Glauben, welche Bach spendet in unermesslichem Maß, sind Dr. Schweitzer zustatten gekommen.

Nach einer unvergeßlichen Unterredung in seinem gastfreien Heim, verlasse ich einen Mann, der den Glauben an die Menschen nicht verloren hat. Ich gehe in ein stilles Nebental, voll Freude über das Gehörte. Bloß die Sterne mahnen an Leben, denn es schlafen die Wälder, die Auen. In Dankbarkeit gedenke ich eines großen Menschen unserer Zeit, der mir, wie kein anderer, die Größe und Wichtigkeit der Einfachheit nahe gelegt hat; denn alles Große ist einfacher Art.

Dr. Daniel Walther.

Spruch.

Wissen ist Macht,
Wie schief gedacht!
Wissen ist wenig;
Können ist König!

Peter Rongger.